16 Illustrirtes Sonntagsblatt 1896

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Martha.

Roman nach dem Englischen von Jenny Piorkowska.

(Fortsetzung.)

9.

Das kleine Diner der Gräfin von Roddeck war sehr heiter und animiert. Wo Herbert von Kalborn zugegen war, da konnte es nicht lange still bleiben. Er besaß die glückliche Gabe, überall, wohin er kam, aufzuheitern und zu amüsieren. Die Wirtin war in bester Stimmung, Melanie hatte ihre besonderen Gründe, alles aufzubieten, die kleine Gesellschaft möglichst zu befriedigen, Gräfin Scherwiz war wie immer liebenswürdig und unterhaltend. Niemand bemerkte Marthas Schweigen und Kurts Verstimmung — niemand außer Melanie, dieser aber entging nichts.

Nach Tisch wurde geplaudert und musiziert, und noch einmal gewährte Kurt sich das Glück, sich mit Martha zu unterhalten.

„Ich muß fort," sagte er sich; „wenn ich noch länger hier bleibe, bin ich verloren. Heute abend will ich noch einmal ihre Gesellschaft genießen, und morgen will ich die Geliebte für Jahre zum letztenmal sehen."

„Welche Oper mögen Sie am liebsten?" fragte Kurt im Laufe des Abends."

„Ich habe das Theater noch wenig besucht," entgegnete Martha, „doch kürzlich hörte ich „Norma" und war sehr entzückt davon. Wenn ich so unglücklich wäre wie sie, würde ich am liebsten sterben."

Nach Jahren erinnerte Kurt sich dieser Worte und er wußte, daß sie Martha aus tiefstem Herzen gekommen waren.

Während Kurt so mit ihr plauderte, entzückt von dem Liebreiz ihrer Züge und dem Wohlklang ihrer Stimme, wurden sie von zweien beobachtet: von Melanie von Selten, die an diesem Abend ihr Schicksal las, und von Baron Massol, der der Gräfin Mündel inniger liebte, als Worte auszudrücken vermögen.

Als der kleine Kreis aufbrach und die Gäste sich verabschiedeten, hörte Melanie, wie ihr Verlobter auf irgend eine Bemerkung Marthas entgegnete:

„Nein, ich glaube nicht. Es werden viele Jahre vergehen, ehe ich wieder hieherkomme. Doch die Erinnerung an den heutigen Abend genügt mir."

Diese Worte sagten Melanie nichts Neues. An jenem Ballabend, wo sie Martha zum ersten Male sah, ahnte sie alles, was sie jetzt wußte. — — —

An diesem Abend stand Melanie von Selten lange, nachdem ein jeder sich zurückgezogen hatte und tiefe Stille über dem Hause lag, stumm und bleich in ihrem Zimmer am Fenster. Sie hatte die Fenster geöffnet und ließ die milde Nachtluft hereinströmen, daß sie ihr die Stirn kühlte, auf der ein dumpfer schwerer Schmerz zu lasten schien. Melanie hatte geweint, bis der Thränenquell versiegt war. Ihr Kummer war erschöpft, und das matte Mondlicht fiel auf ein in seiner ruhigen Ergebung wahrhaft überirdisch schönes Antlitz.

Hier und da schimmerte ein Stern an dem stillen Nachthimmel; die ganze Natur schien zu schlummern; die Vögel waren verstummt, die Blumen waren zur Ruhe gegangen, und der Mond schien über alles zu wachen. — Diese tiefe heilige Stille that auch Melanie wohl. Der Sturm — der Sturm eines wilden, leidenschaftlichen Kummers — war vorüber, die Stille der Natur gab ihr Ruhe. Die Welt mit allem, was darinnen war, sah unter dem Licht der himmlischen Kerzen so klein und nichtig aus.



Die kleinen Holzsammler. (Mit Text.)

(Nach einer Photographie im Verlage von Sophus Williams in Berlin.)

Wie Melanie so dastand, hielt sie das Schicksal dreier Leben in Händen. Sie wußte jetzt, daß Kurt keine andere mehr liebte als sie; sie wußte auch, daß er zu ehrenhaft war, um sich von seinem einmal gegebenen Wort freimachen zu wollen und wäre es auf Kosten seines ganzen Lebensglückes.

Ja, ihr Leben lag in Trümmern vor ihr. Sie hatte keine andere Liebe, keine andere Hoffnung, kein anderes Glück gekannt als ihn. Nie hatte sie einen Wunsch, eine Absicht, eine Hoffnung gehabt, die nicht in ihm gipfelte. Stets war ihr ganzes Bestreben sein Glück gewesen, und jetzt mußte sie erkennen, daß sie die einzige Wolke war, die sein Leben trübte.

Nein, nein, alles andere war besser als das. Lieber sollte ihr eigenes Leben zu Grunde gehen, als daß er sie aus Pflichtgefühl zur Gattin nahm, während sein Herz einer anderen gehörte.

* * *

Am nächsten Morgen, bald nach dem Frühstück, fuhr die Gräfin Roddeck aus, und Melanie wartete im Frühstückszimmer, bis Kurt herunterkam.

Er sah müde und angegriffen aus, als habe ihn die ganze Nacht hindurch der Schlaf geflohen.

„Ich will ihn bald von diesem schmerzlichen Ausdruck befreien," dachte Melanie, „obgleich ich dabei mein eigenes Herz mit Füßen trete."

„Kurt," sagte sie laut in freundlichem Tone, „hast Du nicht eine halbe Stunde Zeit für mich?"

Arme Melanie! Sie sah, wie ein Schatten über seine Züge glitt.

„Ich möchte ein ernstes Wort mit Dir reden," fügte sie hinzu, und es entging Kurt nicht, daß sie tief bewegt war. „Antworte mir aufrichtig," sprach sie weiter, „wen hast Du in der ganzen Welt am liebsten?"

Kurt blickte sie halb fragend, halb bestürzt an.

„Wenn man mir diese Frage stellte," fuhr Melanie fort, „so würde ich antworten: meinen Verlobten, Kurt von Roddeck. Und eben, weil ich Dich so innig liebe, habe ich Dich um diese Unterredung gebeten."

Kurt wußte nicht, was er antworten sollte.

„Kurt," sprach Melanie weiter, während sie ihre Hand sanft auf seinen Arm legte, „ich will Dir sagen, wen Du am liebsten auf der Welt hast: Martha von Scherwiz; „Du liebst sie, wie Du noch nie geliebt hast und wie Du nie eine andere auf der Welt würdest lieben können."

„Das würde ich nie gesagt haben," erwiderte Kurt tief traurig.

„Das weiß ich wohl," sprach Melanie, „Du würdest mich heiraten und versuchen, sie zu vergessen. Doch ehe es dahin kommt, bringe lieber ich das Opfer. Es wäre thöricht," fuhr sie fort, „wollte ich mir den Anschein geben, als liebte ich Dich nicht. So weit ich zurückdenken kann, bist Du meine ganze Welt gewesen. Wie innig ich Dich liebe, soll meine Handlungsweise Dir zeigen. Dein Glück liegt mir mehr am Herzen, als mein eigenes, darum entbinde ich Dich von Deinem Versprechen und gebe Dich frei. Weil ich Dich liebe und Dich glücklich sehen will, gebe ich Dir volle Freiheit, zu lieben und zur Gattin zu nehmen, wen Du willst."

„Nein, Melanie," wehrte Kurt, „das würde ich nie verlangt haben und kann es nicht annehmen."

Doch sie sah, wie es in demselben Augenblicke fast freudig in seinem Antlitz aufleuchtete und sie erblaßte.

„Das weiß ich," erwiderte sie, äußerlich ruhig, „aber glaubst Du, Kurt, ich könnte Dich heiraten in dem Bewußtsein, daß Du eine andere liebst? Und wenn Du mich jetzt hier auf den Knieen bitten würdest, ich sollte die Deine sein, ich könnte es nicht. Ich mache es Dir nicht zum Vorwurf, daß Du sie liebst, ist sie doch tausendmal schöner als ich."

„O Gott, ich wünschte, ich wäre tot!" rief Kurt voll Verzweiflung, „wäre ich doch lieber gestorben, als Dir so viel Kummer bereiten zu müssen!"

„Eine Zeitlang werde ich unglücklich sein," erwiderte Melanie tieftraurig, „doch der Gedanke, Dich glücklich zu wissen, wird mich aufrichten."

„Edles Mädchen!" sagte Kurt.

Und er ergriff ihre beiden Hände, und zum letzten Male berührten seine Lippen ihre Stirn. Da ward Melanie totenbleich.

„Geh' jetzt," sprach sie weich, „und laß mich mit Deiner Mutter reden."

Kurt gehorchte, er hätte kein Wort weiter sagen können; Melanie betrachtete ihn mit thränenfeuchten Augen. Wie ruhig er seine Verabschiedung hingenommen hatte. Er hatte ihr nichts zu sagen.

Kurts Herz bewegte ein seltsames Gefühl, halb Freude, halb Schmerz; damals kannte er noch nicht den Wert des Mädchens, das er verloren hatte.

10.

An dem Tage blieb Melanie möglichst allein mit ihrem Kummer und Schmerz; doch als sie am nächsten Morgen aus ihrem Zimmer kam, lag ein neuer Zug, der Ausdruck ruhig heiterer Ergebung, auf ihrem schönen Antlitz.

„Werden wir, wenn wir heute zum Maler Dornbach fahren, erst bei der Gräfin Scherwiz vorsprechen, Tante?" fragte sie diese.

„Nein," antwortete Frau von Roddeck, „wir werden die beiden Damen jedenfalls im Atelier treffen, Fräulein Marthas Bild ist noch nicht fertig. Doch erinnere mich, daß wir bei dem Juwelier vorfahren und wegen des Umfassens der Diamanten mit ihm Rücksprache nehmen. Die Diamanten sind wirklich wunderbar schön, Du mußt sie an Deinem Hochzeitstage tragen."

Melanie lächelte, und hätte die Gräfin Roddeck sie genauer beobachtet, würde sie wohl gesehen haben, wie es trotz des Lächelns schmerzlich um ihre Lippen zuckte.

Kurt stand mit hochgerötetem Gesicht hastig auf.

Die Gräfin aber fuhr in glücklicher Unwissenheit des Vorgefallenen ruhig fort: „Ich möchte auch ein Porträt von Dir haben, Melanie; der Maler Dornbach ist einer der ersten jetzt lebenden Porträtmaler; wir wollen heute mit ihm darüber sprechen. Dann hängen wir zwei in der Galerie neben einander."

Melanie erwiderte nichts; sie dachte an das schöne junge Gesicht, das bald statt ihrer dort hängen würde.

Kurt schritt erregt im Zimmer auf und ab; er hätte gern der peinlichen Scene ein Ende gemacht, wenn er nur gewußt hätte, wie?

Endlich verließ seine Mutter zu seiner großen Erleichterung das Zimmer.

„Das ist unerträglich!" rief er, sobald sich die Thür hinter jener geschlossen hatte; „die Mutter muß sofort erfahren, was vorgefallen ist. Ich kann nicht zugeben, daß Du Scenen, wie die eben erlebte, öfter durchmachst!"

Melanie hob ihr dunkles Auge zu ihm empor, und trotz der Thränen, die in demselben schimmerten, erwiderte sie lächelnd: „Sei nicht böse, Kurt; es ließ sich nicht umgehen; doch Du hast recht, die Zeit drängt, und wenn Du meinem Rate folgen willst, so gehst Du noch heute zur Gräfin Scherwiz."

„O nein," versetzte dieser sanft, „ich kann nicht an Glück und Liebe denken, so lange Du —"

Plötzlich stockte er, nicht recht wissend, was er sagen sollte.

„So lange ich unglücklich bin, willst Du vermutlich sagen," ergänzte Melanie seinen angefangenen Satz, halb stolz und doch halb belustigt. „Wie aufrichtig Du bist, Kurt. Doch Du brauchst Dich um mich nicht zu sorgen. Die Vergangenheit ist tot für mich, sie wird mich nicht mehr quälen. Von ganzem Herzen wünsche ich, Dir behilflich zu sein, und wenn Du mit Martha Scherwiz vor dem Altar stehst, werde ich an ihrer Seite sein und zwar aus zwei Gründen: erstens, um mich durch den Anblick Deines Glückes für den Schmerz, den ich möglicherweise leide, zu entschädigen, und zweitens, weil niemand sagen soll: Melanie von Selten floh, wie ein liebeskrankes Mädchen. Nicht wahr, Kurt, außer Dir und mir soll niemand die Wahrheit dieser ganzen Angelegenheit erfahren?"

„Die Wahrheit ist, daß Du mir den Abschied gegeben hast," antwortete er lächelnd, „aus welchem Grunde, das kümmert nur Dich."

„Ich will mit der Tante reden," sprach Melanie, „sie wird es von mir besser aufnehmen, als von Dir. Und jetzt geh, Kurt, Du wirst Fräulein Martha zu Hause treffen."

Melanie begab sich nach dem Gespräch mit Kurt in das Boudoir seiner Mutter und suchte dieselbe auf das Geschehene vorzubereiten.

„Das beste ist," sagte sie nach einigen jener fast unverständlichen Worten, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, „das beste ist, mich Dir in aller Kürze zu erklären: mir ist nichts an der Umfassung der Diamanten gelegen, weil ich — weil ich Kurt nie heiraten werde."

„Kurt nie heiraten!" stieß die Gräfin hervor, „Melanie, bist Du von Sinnen?"

„Im Gegenteil, ich bin erst jetzt zu voller, klarer Ueberlegung gekommen," entgegnete diese traurig. „Zürne mir nicht, Tante! Und wenn Kurt hier vor mir auf den Knieen läge und um meine Hand flehte, ich würde „nein" sagen."

„Und darf ich fragen, aus welchem Grunde?" sagte die Gräfin stolz.

„Nein, Tante," entgegnete Melanie sanft aber bestimmt, „auf diese einzige Frage muß ich Dir die Antwort verweigern."

Da ward die Gräfin weicher; zärtlich umschlang sie ihre Nichte.

„Fürchtest Du, daß Kurt Dich nicht liebt?" fragte sie, „glaube mir, Melanie —"

„Tante," unterbrach diese sie, „dringe nicht weiter in mich. Glaube mir, unsere Verlobung war ein großer Irrtum, wir wollen dankbar sein, daß wir uns noch bei Zeiten darüber klar geworden sind."

„Was wird aber die Welt dazu sagen?" rief die Gräfin, „alles ist schon vorbereitet, alles bestellt, selbst der Schmuck wird dieser Tage fertig."

„Den wird eine andere tragen," entgegnete Melanie lächelnd.

„Wie, wärest Du eifersüchtig?" rief ihre Tante verwundert.

„O nein," lautete die Antwort, „so glaube mir doch, Tante, ich habe eingesehen, daß unsere Verlobung ein Irrtum war und habe darum Kurt sein Wort zurückgegeben — er ist frei."

Die Gräfin war so böse, so erregt und bestürzt, daß sie in stolzem Tone Melanie bat, sie allein zu lassen.

„Du hast mir tiefes Leid damit zugefügt, daß Du Dein Wort brichst und die bloßlegst, die Dich innig lieb haben," sprach sie. „Hast Du auch bedacht, in was für eine peinliche Situation Du Kurt bringst."

„Er wird Kraft genug haben, es zu ertragen," versetzte Melanie im trockenen Tone, „hast Du vielleicht bemerkt, daß er traurig oder niedergeschlagen war? — ich nicht."

Da die Gräfin sich erinnerte, daß sie am Morgen in Melanies Beisein sich besonders befriedigend über Kurts Aussehen ausgesprochen hatte, wußte sie nichts zu erwidern.

„Komm, Tante, laß uns Frieden schließen," sagte Melanie, und traurig klang es aus ihrer Stimme, „sieh, außer Dir habe ich niemand auf der Welt."

Doch die Gräfin war noch zu böse, und kalt versetzte sie: „Ich kann nur wünschen, daß Du recht bald zur Besinnung kommen möchtest."

Das war der ganze Trost, den Melanie von Selten in der schwersten Stunde ihres Lebens erhielt.

11.

Als Kurt an dem Tage seinen Besuch bei der Gräfin machte, war der Zufall ihm günstig. Die Herrin des Hauses war momentan in Anspruch genommen, um mit dem Baumeister über verschiedene Aenderungen im Bergsdorfer Schlosse Rücksprache zu nehmen.

Kurt wurde in den Salon geführt, und da sah er durch die offenen Balkonthüren ein helles Kleid durch die Bäume schimmern. Da wußte er, wo er die Geliebte zu suchen hatte.

Leise, damit sie ihn nicht hörte, schritt er die Stufen, die nach dem Garten führten, herab, dann blieb er einen Moment in glückliche Bewunderung des reizenden Bildes verloren, das sich seinen Blicken bot.

Als er näher kam und leise ihren Namen nannte, schrak sie heftig zusammen und wandte ihm ihr Gesicht zu. Wie blaß sie aussah! Welch matter, schwermütiger Ausdruck hatte das frohe, glückliche Lächeln, das sonst um ihre Lippen spielte, verdrängt!

„Mama ist leider beschäftigt,“ erwiderte sie auf ein paar Worte Kurts, „der Baumeister von Bergsdorf ist bei ihr. Sehen Sie, was er mir für herrliche Rosen mitgebracht hat.“

„Das ist sehr liebenswürdig von ihm,“ entgegnete Kurt erregt. „Ich kann auch nicht bedauern, daß Ihre Mama in Anspruch genommen ist, da ich hauptsächlich gekommen bin, Sie zu sprechen.“

„Mich?“ wiederholte Martha, während ihr Herz heftig klopfte.

„Ja, Sie — um Ihnen zu sagen, daß ich meine Cousine Melanie nicht heirate,“ stieß Kurt in leisem Flüstertone hervor.

Da bedeckten sich ihre schönen Züge mit dunkler Röte, in ihren klaren Augen leuchtete es freudig auf, aber ihre zitternden Lippen vermochten keine Antwort zu stammeln.

„Martha, ahnen Sie nun, was ich Ihnen zu sagen habe?“ hauchte Kurt.

Aber diese hielt den Blick fest zu Boden gesenkt, und die Rosen zitterten in ihren kleinen Händen.

„Die Blumen machen mich eifersüchtig,“ sprach Kurt ungeduldig und nahm sie ihr sanft aus den Händen. „Sie sollen Ihre ganze Aufmerksamkeit mir schenken — nur für wenige Minuten. Martha, erinnern Sie sich an jenen Morgen in den Bergsdorfer Wäldern?“

Sie nickte stumm.

„Wissen Sie, daß ich Sie damals schon liebte?“ fuhr er erregt fort, „daß ich mich damals gar nicht losreißen konnte von dem lieblichen Bilde, wie Sie da mit dem Strauß blauer Glockenblumen im Walde standen? Schon da drängte es mich, vor Ihnen auf die Kniee zu sinken und Ihnen, wie jetzt, mein Leben und meine Liebe anzubieten. Seit jener Stunde habe ich keinen anderen Gedanken gehabt als Sie. Mein Leben war, bis ich Sie wiedersah, ein langer, schwerer Traum. Martha! Geliebte! Reden Sie — darf ich hoffen?“

Mehrere Minuten lang herrschte tiefe Stille, dann klang es leise und zaghaft: „Wie konnten Sie mich lieben, während Sie mit einer anderen verlobt waren?“

Da erzählte Kurt, wie er mit dem Gedanken groß geworden war, daß er seine Cousine heirate.

„Damals kannte ich Sie noch nicht, Martha,“ fuhr er fort. „Als ich Sie sah, da erwachte mein Herz, und doch dachte ich nicht daran, mein Wort gegen Melanie zu brechen. Ich gedachte, mein trauriges Los zu tragen und meine heiße Liebe zu Ihnen aus dem Herzen zu reißen. Aber Melanie hat mich freigegeben — unsere Verlobung, sagte sie, sei ein Irrtum gewesen, unter dem ich nicht leiden solle. Ich bin frei — frei, mein ganzes Herz der Einzigen zu Füßen zu legen, die ich lieben kann, Martha, haben Sie kein Wort für mich?“

„Ist sie — unglücklich?“ drang es leise von des Mädchens Lippen.

„Ah, Martha!“ rief Kurt, „lassen Sie diesen Schatten nicht zwischen uns treten. Glauben Sie, wenn sie jetzt hier wäre, sie würde mit für mich bitten. Martha, wäre es möglich, daß ich mich geirrt hätte, daß Sie nichts für mich fühlten?“

Da schaute sie zu ihm auf, und er las die Antwort in ihren Zügen.

Und während die Blumen ringsum blühten und ihre köstlich duftenden Grüße aussandten, da erzählte er ihr dieselbe süße Geschichte, welche die Welt schon seit Jahrhunderten hört und ihrer nimmer müde wird — dieselbe Geschichte von Liebe, Glück und Hoffnung. Und das junge Mädchen lauschte stumm dem Klang dieser Worte und wähnte sich im Feenlande.

„Ich glaube, Martha,“ sprach Kurt mit vor Erregung zitternder Stimme, „ich glaube, ich könnte das Leben ohne Dich nicht ertragen. Mit Dir an meiner Seite will ich alles dulden, doch ohne Dich wäre das Leben mir eine traurig öde Wüste.“

Die Zeit kam, wo diese Worte in Kurt Roddecks Brust wie Trauergeläut wiederklangen.

„Dein Leben soll ebenso hell und glänzend sein, wie das Leben dieser Blume,“ sprach Kurt, „kein Schatten, kein Sturm soll Dich berühren. Doch nun ich meinen Schatz errungen habe, drängt es mich auch, ihn mein zu nennen; wann darf ich Deine Mutter sprechen? Morgen?“

„Nein, nicht morgen,“ erwiderte sie; „morgen hat Mama noch mit dem Baumeister zu sprechen. Laß mir den einen Tag, um mein Glück zu fassen und zu träumen!“

Nach Jahren dachte Martha oft darüber nach, wie ihr Leben sich wohl gestaltet hätte, wenn Kurt ihre Mutter, wie er gewünscht, am nächsten Tage gesprochen hätte. — — — — — — — — — —

Kurt hatte an demselben Tage noch einen heftigen Kampf mit seiner Mutter.

Durch ihn erfuhr sie erst, wie edelmütig und selbstlos ihre Nichte gehandelt, indem sie ihren Verlobten freigegeben hatte.

„Sie gab mir mein Wort zurück, weil sie sah, daß ich eine andere tief und innig liebte. Die Edle wollte nicht zwischen mir und meinem Glücke stehen,“ sagte Kurt.

„So?“ erwiderte die Gräfin entrüstet, „und um einer thörichten Laune willen, einer sentimentalen Anwandlung halber brichst Du Dein Wort gegen das edle Mädchen?“

„Sei gerecht, Mutter,“ sprach Kurt; „alles, was ich gethan, that ich aus Liebe zu dem schönsten, reinsten Mädchen, das ich je gesehen!“

„Darf ich den Namen dieses Mädchens erfahren, das Dich so berückt hat?“ fragte seine Mutter mit einem leisen Anflug von Spott.

„Martha von Scherwiz, der Gräfin Mündel ist es,“ antwortete ihr Sohn. „Mutter, ich bitte Dich, sage gegen mich, was Du willst, aber ihrer schone. Ich liebe sie und sie wird die Meine.“

„Nie! Mit meiner Zustimmung nie!“ rief die Gräfin im höchsten Zorn, „ich verbiete eine solche Thorheit; ich bestehe darauf, daß Du Deinem Worte gegen Melanie treu bleibst, daß Du dieses schöne, thörichte Mädchen ver—.“

„Halt!“ unterbrach Kurt sie mit finster zusammengezogener Stirn, „kein Wort gegen sie! Selbst der Mutter gegenüber hat die Geduld eines Mannes ihre Grenzen.“

„Auch Rücksicht, wie es scheint,“ versetzte die Gräfin. „Kurt, wenn ich glauben könnte, Du sprächest im Ernst, so wäre ich tief, tief bekümmert. Denke reiflich über die Sache nach und komme dann wieder zu mir. Jetzt will ich kein Wort weiter hören.“

Und mit einer stolzen Bewegung entließ die Gräfin ihren Sohn.

12.

Gräfin von Roddeck fühlte sich durch die Lösung von Kurts Verlobung und seine Absicht, sich mit einer jungen Dame zu verbinden, deren Herkunft völlig unbekannt war, in ihrem Stolze tief verletzt.

Doch die Liebe zu ihrem einzigen Sohne stand ihrem Stolze kaum nach, so daß dieser, als er sich nach einer schlaflosen, aufregenden Nacht am nächsten Morgen zu ihr begab und an ihre große Liebe zu ihm appellierte, erreichte, was er so sehnlich wünschte; die Gräfin söhnte sich mit ihm aus und gab endlich, wenn auch nach langem Widerstreben, ihre Einwilligung zu seiner Heirat mit dem Mündel der Gräfin.

„Doch nur unter gewissen Bedingungen,“ sagte sie. „Du darfst nicht vergessen, daß Martha nur das adoptierte Kind der Gräfin Scherwiz ist. Ich will nichts gegen die junge Dame sagen, ich glaube, sie ist eine entfernte Verwandte der Gräfin — doch muß ich darauf bestehen, daß uns alle Einzelheiten über ihre Geburt und Verwandtschaft klargelegt werden. Das ist nicht mehr als recht und billig — das Haus Roddeck hat nie unter seinem Range geheiratet.“

„Gewiß, Mutter,“ stimmte Kurt ihr bei; „wie ich gehört habe, ist Martha die Tochter der intimsten Freundin der Gräfin Scherwiz; doch werde ich dieser morgen meine Aufwartung machen und Dir dann alles Gewünschte mitteilen.“

Doch als Kurt sich am folgenden Tage zur Mittagsstunde der Scherwiz'schen Villa näherte, schien dieselbe von einer befremdeten Stille umgeben. Die Balkonthüren waren geschlossen und der Diener, der Kurt die Thür öffnete, sah auffallend ernst aus.

Auf Kurts Frage nach der Gräfin ward ihm die Mitteilung, daß dieselbe schwer erkrankt sei. Sie sei am vorhergehenden Abend plötzlich von einem schweren Anfall ergriffen worden, von dem sie noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen sei. Die Komtesse habe die Gräfin noch keinen Moment verlassen.

Wie in einem Traum befangen, wandte sich der junge Graf zum Gehen. Die Sonne erglänzte so hell, in den Straßen herrschte reges, munteres Treiben; die ganze Luft schien Leben, Glück und Frohsinn zu atmen, nur über dem Hause, das sein Liebstes barg, hing eine dunkle, schwere Wolke.

Kurt kehrte nach Haus zurück; er schrieb an Martha, daß ihre Sorge auch seine Sorge sei und bat sie, sie mit ihr teilen zu dürfen. „Nicht wahr,“ schrieb er, „ich darf heute abend kommen, um Dich ein wenig zu trösten?“

Eine schwere Wolke hing über dem Scherwiz'schen Besitztum. Die Dienerschaft ging geräuschlos einher und sprach nur im Flüsterton. In dem Zimmer neben dem Krankenzimmer fand eine ernste Beratung berühmter Aerzte statt.

Die Kranke selbst lag bleich und regungslos auf ihrem Lager, über die farblosen Lippen kam nur ein schwacher, matter Atem.

Die ganze Nacht hindurch hatte Martha an ihrem Bett gekniet und der Kranken Kopf und Hand mit heißen Thränen genetzt und sie bei den zärtlichsten Namen gerufen; aber alles Weinen und Flehen war umsonst, die Gräfin sollte nie wieder den Klang dieser so innig geliebten Stimme hören.

(Fortsetzung folgt.)

Wars ein Traum?

Nach dem Englischen. Von Theod. Schmidt.

(Schluß.)

Mein Wirt stand auf, als wünsche er die Unterhaltung zu beenden, und trat an das Fenster.

„Es hat aufgehört zu schneien," bemerkte er, als er die Gardine wieder herabfallen ließ und zurück an das Feuer trat.

„Es hat aufgehört?" rief ich und sprang auf. „O, wenn es noch möglich wäre ... aber nein, es geht nicht! Auch wenn ich mich durch das Moorland fände, könnte ich heute abend nicht noch zwanzig Meilen laufen."

„Heute abend noch zwanzig Meilen laufen!" wiederholte mein Wirt. „Woran denkt Ihr?"

„An meine Frau!" erwiderte ich ungeduldig. „An meine junge Frau, die nicht weiß, daß ich den rechten Weg verloren habe, und der jetzt vermutlich das Herz vor Angst und Erwartung schlägt."

„Wo ist sie?"

„In Dwodling."

„In Dwodling!" wiederholte er sinnend. „Allerdings! Das ist ungefähr zwanzig Meilen entfernt, aber ... ist Euch so viel daran gelegen, die nächsten sechs bis acht Stunden zu sparen?"

„So viel, daß ich augenblicklich zehn Guineen für einen Führer und ein Pferd geben würde!"

„Ich kann Eurem Wunsch für ein Billigeres willfahren," sagte er lächelnd. „Die Nachtpost vom Norden, die in Dwodling die Pferde wechselt, kommt wenige Meilen von hier vorüber und wird in ungefähr fünfviertel Stunden an einem bestimmten Kreuzwege sein. Wenn Jakob mit Euch über das Moorland geht und Euch bis an den alten Fahrweg begleitet, könnt Ihr Euch doch wohl bis dahin einfinden, wo er sich mit dem neuen verbindet?"

„O gewiß, ganz leicht." Er lächelte wieder, zog an der Klingel, gab dem alten Diener seine Befehle, nahm eine Flasche Whisky und ein Weinglas aus dem Schranke, in welchem er seine Chemikalien hatte, und sagte: „Der Schnee liegt hoch, und es wird sich heute abend schlecht über das Moor gehen lassen. Trinkt ein Glas Uskebah, bevor Ihr aufbrecht!"

Ich hätte den Branntwein gern abgelehnt, aber er drängte ihn mir auf, und ich trank ihn. Er lief mir wie eine flüssige Flamme die Kehle hinab und raubte mir den Atem.

„Er ist sehr stark," sprach mein Wirt, „aber er wird Euch vor Kälte schützen. Und jetzt habt Ihr keine Zeit zu verlieren. Gute Nacht!"

Ich dankte ihm für seine Gastfreundschaft, und hätte ihm gern die Hand gereicht, aber er hatte sich bereits abgewendet, noch bevor

Unsere Raucher. Von L. Bechstein.



Raucht 'ne Zigarre der Baron,
Hat auch ein Andrer was davon.



Für seine Pfeife schwärmet so
Kein anderer als der Studio.



Und schneidig, wenn der Lieutenant
Sich eine frische angebrannt



Doch fade scheint's und affektiert
Wie sich ein Geck damit geriert.



Und hinterm Zaun der Gymnasiast,
Raucht, bis er übelt und erblaßt.



Auch Bauer oder Jägersmann
Die Pfeife nicht entbehren kann.

(Schluß letzte Seite.)

ich meinen Satz vollendet hatte. In der nächsten Minute hatte ich die Halle durchschritten, Jakob hatte die äußere Thür hinter mir ge-

einziger Stern glänzte an dem dunklen Himmel über uns. Außer dem Knirschen des Schnees unter unseren Füßen störte kein Laut



Frische Ware. Nach dem Gemälde von Otto Lingner. (Mit Text.)

schlossen, und wir waren wieder draußen auf dem öden Moorland." — Der Wind hatte sich gelegt, aber es war doch bitter kalt. Kein

die tiefe Stille der Nacht. — Jakob, nicht sehr erfreut über seinen Auftrag, ging in düsterem Schweigen mit der Laterne in der Hand

voran. Ich folgte ihm mit der Flinte über der Schulter, nicht minder unlustig zum Reden wie er. Meine Gedanken weilten noch bei dem Manne, den ich soeben verlassen hatte. Seine Stimme klang mir noch in den Ohren. Seine Beredtsamkeit hielt meine Phantasie noch gefangen. Bis auf den heutigen Tag denke ich noch mit Staunen daran, wie mein überreiztes Hirn ganze Sätze, eine Menge lebhafter Bilder und Bruchstücke regen Denkens, ja sogar die genauen Worte, in denen er sich über seine Gedanken und Ansichten äußerte, in der Erinnerung behalten hat. So in Gedanken an das eben Gesprochene versunken, folgte ich nachdenklich und achtlos meinem Führer.

Da — wie mir schien, nach nur wenigen Minuten — blieb er plötzlich stehen und sagte: „Dort ist Euer Weg. Behaltet das steinerne Gitter nur immer zur Rechten, und Ihr könnt nicht falsch gehen."

„Das hier ist also der alte Fahrweg?"

„Ja."

„Und wie weit habe ich noch zu gehen bis an den Kreuzweg?"

„Nahezu drei Meilen."

Als ich die Börse aus der Tasche zog, wurde er gesprächiger.

„Es ist ein ganz schöner Weg für Fußgänger. Für den Handel im Norden war er nur zu steil und schmal. Paßt auf, wo die Mauer abgebrochen ist . . . dicht am Wegweiser. Die ist seit dem Unfall nicht wieder ausgebessert worden."

„Seit welchem Unfall?"

„O, die Nachtpost stürzte direkt in das Thal hinab . . . gute sechzig Fuß und darüber . . . gerade an der schlechtesten Stelle in dem ganzen Distrikt."

„Schrecklich! Kamen Viele dabei ums Leben?"

„Alle. Vier fand man tot, und die anderen zwei starben am nächsten Morgen."

„Wenn geschah das Unglück?"

„Vor genau neun Jahren."

„Nahe am Wegweiser, sagt Ihr? Ich will darauf achten. — „Gute Nacht."

„Gute Nacht, mein Herr, und schön' Dank!"

Jakob steckte das Goldstück ein, rührte leicht an seinem Hut, und ging so schleppend zurück, wie er gekommen war.

Mein Auge folgte dem Schein seiner Laterne, bis es ganz verschwunden war, dann wandte ich mich auch, um meinen Weg allein fortzusetzen. — Das bot jetzt keine Schwierigkeit mehr, denn trotz der tiefen Finsternis über mir hob sich doch die steinerne Mauer ganz deutlich von dem weißen Schnee ab.

Wie still kam es mir jetzt vor, als ich nur noch meine eigenen Schritte hörte! Wie still und einsam! — Ein eigentümliches, unangenehmes Gefühl der Verlassenheit beschlich mich. Ich beschleunigte meinen Schritt, ich summte eine Melodie vor mich hin, kurz, ich that mein möglichstes, um die aufregenden Betrachtungen, denen ich vor kurzem gelauscht hatte, aus dem Kopfe zu bringen.

Inzwischen schien die Nachtluft kälter und kälter zu werden, und obwohl ich sehr rasch ging, vermochte ich doch nicht, mich warm zu erhalten. Ja, sogar das Atmen ward mir schwer, als ob ich statt auf einer glatten nordischen Landstraße zu schreiten, die höchsten Höhen der riesenhaften Alpen erklämme.

Vielleicht fühlte ich mich so erschöpft, daß ich einige Minuten stehen bleiben und mich an die Steinmauer lehnen mußte.

Wie ich so da stand, schaute ich zufällig die Straße zurück, und da — zu meiner unaussprechlichen Erleichterung — sah ich in der Ferne ein Licht blinken. Zuerst meinte ich, Jakob sei wieder umgekehrt und folge mir; dann aber gewahrte ich ein zweites Licht, das offenbar parallel mit dem andern sich fortbewegte und sich mir in gleichem Tempo wie dieses näherte. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß es die Wagenlampen irgend eines Fuhrwerkes waren. — Der Wagen kam rasch und geräuschlos näher, denn der Schnee lag mehrere Fuß tief unter den Rädern. Jetzt konnte ich das Fuhrwerk schon ganz deutlich hinter den Lampen erkennen.

Da kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich den Kreuzweg in der Dunkelheit, ohne den Wegweiser zu bemerken, überschritten hatte, und daß dies der Postwagen war, den ich benutzen wollte.

Richtig! Da kam er um die Biegung des Weges; der Kutscher, ein Passagier draußen, vier schäumende Graue, alles in einen leichten Dunst gehüllt, durch welchen die Lampen wie ein Paar feurige Meteore glänzten.

Ich sprang vorwärts, schwenkte den Hut und rief ihn an.

Die Post kam in vollem Carriere herbei, und fuhr an mir vorüber. Einen Augenblick fürchtete ich, man hätte mich nicht gehört oder gesehen; aber auch nur einen Augenblick; in dem nächsten Moment zog der Kutscher die Zügel an und hielt, der draußensitzende Passagier wandte nicht einmal den Kopf nach mir um. Ich öffnete selbst die Wagenthür und sah hinein. Es saßen nur drei Passagiere im Wagen. Da stieg ich ein, schloß die Thür, drückte mich in die leere Ecke, und gratulierte mir zu meinem Glück.

Die Luft im Wagen schien womöglich noch kälter als im Freien, und hatte einen eigentümlich feuchten, unangenehmen Geruch. — Die anderen waren alle drei Männer. Keiner sprach ein Wort. Sie schienen nicht zu schlafen, aber jeder lehnte wie in seine eigenen Gedanken versunken in seiner Ecke.

Ich versuchte eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Wie bitter kalt es heute abend ist!" hub ich zu meinem Gegenüber gewendet an.

Er hob den Kopf, sah mich an, gab aber keine Antwort.

„Der Winter," setzte ich hinzu, „scheint jetzt ernstlich anzufangen.

Obwohl die Ecke, in der er saß, so dunkel war, daß ich seine Züge nicht genau erkennen konnte, so sah ich doch, daß er den Blick voll auf mich gerichtet hatte. Und doch erwiderte er kein Wort.

Zu jeder andern Zeit würde ich mich darüber geärgert und wahrscheinlich auch meine Gefühle geäußert haben, aber in diesem Augenblick fühlte ich mich dazu zu unwohl. Die eisige Kälte der Nachtluft drang mir bis auf die Knochen, und der eigentümliche Geruch im Wagen verursachte mir eine unerträgliche Uebelkeit. Ich zitterte von Kopf bis zu Fuß, und mich zu meinem Nachbar zur Linken wendend, fragte ich, ob er erlaube, daß ich das eine Fenster öffne.

Er sagte nichts, noch regte er sich.

Ich wiederholte meine Frage etwas lauter, aber mit demselben Erfolg. Da verlor ich die Geduld und ließ das eine Fenster herab. Dabei riß der Lederriemen in meiner Hand, und ich bemerkte, daß die Glasscheibe mit einer dicken Schicht Moder bedeckt war, die sich offenbar während einer Reihe von Jahren angehäuft hatte.

Dadurch auf den Zustand des Wagens aufmerksam gemacht, betrachtete ich denselben genauer, und bemerkte nun bei dem matten Schein der äußeren Lampen, daß er sich in höchst gebrechlichem Zustande befand. Die Scheiben gingen bei der leisesten Berührung in Stücke. Die Lederriemen waren mit einer Schimmelkruste bedeckt und buchstäblich abgefault von dem Holzwerke. Der Fußboden brach fast unter meinen Füßen. Kurz, das ganze Fuhrwerk war durch Feuchtigkeit verfault, und offenbar aus irgend einer Remise, in welcher es seit Jahren allen Witterungen ausgesetzt gewesen, herausgeholt worden, um für ein paar Tage auf der Landstraße seine Pflicht zu thun.

Ich wandte mich zu dem dritten Passagier, den ich noch nicht angeredet hatte, und versuchte es mit noch einer Bemerkung.

„Dieser Wagen ist in einer traurigen Verfassung," sagte ich. „Die regelmäßige Post wird vermutlich ausgebessert?"

Er wandte langsam den Kopf nach mir um, sah mich an, sagte aber kein Wort. Nie in meinem Leben werde ich diesen Blick vergessen! Mir stand das Herz fast still; jetzt noch durchschauert es mich, wenn ich daran denke. In seinen Augen lag ein wilder, unnatürlicher Glanz. Sein Gesicht war bleich wie das einer Leiche. Seine farblosen Lippen waren wie in Todesqual zurückgezogen, und ließen die glänzenden Zähne sehen.

Die Worte, die ich sprechen wollte, erstarben mir auf den Lippen, und ein seltsamer Schauder erfaßte mich.

Mein Auge hatte sich inzwischen an die Dunkelheit im Wagen gewöhnt, daß ich alles ziemlich deutlich erkennen konnte.

Ich wandte mich wieder zu meinem Gegenüber. Auch er sah mich mit demselben geisterhaft blassen Gesicht, und mit demselben starren, funkelnden Blicke an. Ich strich mit der Hand über die Stirn, wandte mich meinem Nachbar zu, und sah . . . o Himmel! Wie soll ich beschreiben, was ich da sah? . . . Ich sah, daß er kein lebendes Wesen war, daß keiner von ihnen Leben hatte wie ich!

Ein mattes phosphorisches Licht, das Leuchten der Fäulnis, spielte auf ihren geisterhaften Gesichtern, auf ihrem Haar, das feucht von Grabesthau war, auf ihren Kleidern, die mit Erde befleckt waren und in Stücke fielen, auf ihren Händen, die den Händen längst begrabener Leichen glichen. Nur ihre Augen, ihre schrecklichen Augen hatten Leben, und diese Augen waren alle mit drohendem Ausdruck auf mich gerichtet!

Ein Schrei des Entsetzens, ein wilder, unartikulierter Schrei nach Hilfe und Erbarmen drang von meinen Lippen, während ich mich gegen die Thür stemmte und vergeblich sie zu öffnen versuchte. In diesem kurzen Augenblicke sah ich den Mond durch eine Spalte in einer schweren Gewitterwolke glänzen . . . der geisterhafte Wegweiser streckte warnend seinen Finger aus . . . die unterbrochene Mauer . . . die stürzenden Pferde . . . der dunkle Abgrund . . .

Dann schwankte der Wagen wie ein Schiff bei hoher See. Ein gewaltiger Krach . . . ein Gefühl heftigen Schmerzes und dann war alles finstere Nacht ringsum.

* * *

Mir war, als wären Jahre vergangen, als ich eines Morgens aus einem tiefen Schlaf erwachte und meine Frau an meinem Bette wachen sah. Ich will die hierauf folgende Scene übergehen und Dir, Leser, in wenigen Worten die Geschichte mitteilen, die meine Frau mir unter Thränen erzählte.

Ich war nahe der Stelle, wo der alte Fahrweg sich mit dem neuen verbindet, in einen Abgrund hinabstürzt und nur dadurch einem sichern Tod entgangen, daß ich auf eine Schneewehe fiel, die

sich unten am Fuße des Felsens aufgehäuft hatte. Mit Tagesanbruch fanden mich dort einige Landleute, die mich in das nächstgelegene Haus brachten und einen Arzt herbeiholten.

Der Arzt fand mich im hitzigsten Fieber, mit gebrochenem Arm und einem leichten Schädelbruch. — Aus den Briefen in meiner Brieftasche erfuhren sie meinen Namen und meine Adresse. Meine Frau wurde herbeigerufen, mich zu pflegen, und Dank meiner Jugend und guten Konstitution überwand ich endlich die Gefahr.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Stelle meines Falles genau dieselbe war, auf welcher vor neun Jahren die Post das schreckliche Unglück traf. Ich habe meiner Frau nie erzählt, was ich Dir, Leser, soeben mitgeteilt habe. Nur dem Arzt, der mich behandelte, erzählte ich von meinem eigentümlichen Erlebnis. Er hielt aber das ganze Abenteuer für eine Folge meiner Fieberphantasieen.

Nun, andere mögen ihre beliebigen Schlüsse daraus ziehen — ich weiß, daß ich vor zwanzig Jahren der vierte Passagier in dem geisterhaften Postwagen war!

Napoleon I. und der Grenadier.

Episode von Carl Cassau. (Nachdruck verboten.)

Man hat vielfach den Charakter Napoleons I. angegriffen, in mancher Beziehung nicht ohne Grund; neuerdings hat man auch Geschichten in Umlauf gesetzt, welche sein außerordentliches Gedächtnis herabsetzen wollen. Dem entgegen soll hier eine Episode vorgeführt werden, die dem genialen Manne nach beiden Seiten hin volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Als junger General mit dem Oberbefehl über die italienische Armee betraut, fand Napaleon Bonaparte ein gänzlich demoralisiertes Heer vor, welches schlecht gekleidet, schlecht genährt und schlecht bewaffnet war. Der Corpsgeist fehlte gänzlich, der Siegesmut, ohne den eine Armee von vornherein übel daran ist, ging den Soldaten vollständig ab. Ein jeder andere als der ehrgeizige Napoleon würde verzagt geworden sein, diese Kämpfer zu tüchtigen Soldaten umzubilden; nicht so Napoleon. Es ist bekannt, wie schnell der außerordentliche Mann diese Umwandlung in eine schlagfertige Armee erzielte, wie er seine Soldaten von Sieg zu Sieg führte und wie schnell die Armee in dem jungen Oberbefehlshaber ihren Abgott gefunden hatte. Besonders waren es die Grenadiere, der Kern seiner späteren Garde, die mit Leib und Seele an dem General hingen.

Dieses ward des allzu Stürmischen Rettung bei Lodi, wo ihn sein kriegerisches Ungestüm trieb, einem Fahnenträger die Trikolore zu entreißen, um dem schon mehrere Male mißlungenen Sturm auf die Addabrücke stärkeren Nachdruck zu geben. Fast wäre er im Feuer in den Strom geraten, wenn ihn nicht ein Grenadier am Frack festgehalten und gerufen hätte: „Rettet den General!"

Die Brücke ward genommen, der Sieg entschieden, und Napoleon hielt nach der Entscheidung große Heerschau ab.

Am Flügel der Grenadiere hielt er auf seinem arabischen Schimmel. Da entdeckt sein Falkenauge in dem Flügelmann seinen Retter auf der Brücke. „Tritt vor!" gebot der General.

Der Grenadier gehorchte klopfenden Herzens.

„Wie heißest Du?"

„Jacques Armand!"

„Wo bist Du geboren?"

„In Nancy!"

„Ich ernenne Dich zum Korporal!"

Er wandte das Roß und ritt weiter.

* * *

Es war während der blutigen Schlacht bei Aspern.

Napoleon, jetzt Kaiser von Frankreich, stand an der Leiche seines Freundes, des Marschall Lannes. Ein Unteroffizier wickelte den Entseelten in eine zerfetzte Fahne, während der Kaiser düster auf dem Rosse in der Nähe hielt. Plötzlich belebte sich des Trauernden Auge: „Bist Du nicht Jacques Armand, der Brave von Lodi?" fragte er den Korporal, der die Leiche sanft auf die Erde gebettet.

„Zu Befehl, Sire!" war die Antwort.

„Schon gut," gab Napoleon zurück, „Du bist Sergeant! Bringe den Toten in Sicherheit!"

Dann nickte er dem Adjutanten: „Zum Rückzug!" Finster ritt er zurück. Hätte der tapfere Massena nicht das Städtchen Eßling gehalten, so wäre Napoleon an diesem Tage vernichtet gewesen.

* * *

In St. Cloud nahm Napoleon von seiner alten Garde Abschied, ehe sie den Marsch nach Rußland antrat.

Bei dem narbenreichen Sergeanten Jacques Armand stand der Kaiser still: „Nun, mein Tapferer! Geht es gut?"

„Zu Befehl, Sire! Meine Brüder Baptist und Charles dienen neben mir!"

„Und Ihr fochtet?"

Jacques Armand nannte die Schlachten, in denen sie gekämpft. Stillschweigend nahm der Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion von der Brust, heftete es dem Sergeanten an und sagte: „Mit Gott, mein Tapferer!"

„Es lebe der Kaiser!" riefen die Gardisten und der kleine „Korporal" verschwand.

* * *

Es war an der schrecklichen Beresina. — Napoleons Schlitten jagte über Leichen der erste Brücke entlang; nichts ward verschont, was sich in den Weg stellte. Dicht am rettenden Ufer hielt plötzlich der Schlitten. „Was giebt's?" fragte Napoleon finster.

Der Adjutant kehrte zurück: „Die Gardisten Baptist und Charles Armand tragen ihren verwundeten Bruder Jacques Armand aus dem Gefecht in Sicherheit!"

„Armand?" fragte Napoleon. „Halten!"

Man hielt die dampfenden Rosse an, wohl fünf Minuten.

Drüben schlugen die Truppen eine Attacke der Kosaken ab.

„Ist der Weg frei?" fragte der Allgewaltige.

„Zu Befehl, Sire!"

„Dann weiter! Vorwärts!" Und fort sauste der Schlitten.

* * *

Die alte Garde hatte bei Waterloo den letzten Angriff, der die englischen Glieder erschüttern sollte, gemacht, und war von der englischen Reiterei in die Flanke genommen, zusammengehauen und zurückgetrieben worden. In ihrem Fluchtstrom wurde auch Napoleon mit fortgerissen. Noch ritt er seinen Araber, da hielt das Roß plötzlich an: auf dem Wege lagen zwei tote Grenadiere, der dritte saß halb aufgerichtet bei ihnen. Es waren die drei Brüder Armand.

Napoleon blickte zürnend zum Himmel auf und sagte düster: „Die Sonne lachte keinem Glück, mein Tapferer!"

„Es lebe der Kaiser!" rief Jacques Armand. „Sire, Sie werden wieder sie—gen!"

Er neigte sich tiefer und fiel auf die Trikolore, die er gerettet.

„Wer doch auch so glücklich wäre!" murmelte der Kaiser und blickte in den Trubel der Flucht.

Da nahte eine Kutsche. Ney, barhaupt und pulvergeschwärzt, rief: „Hinein, Sire, die Prussiens sind uns auf der Ferse!"

Der Kaiser blickte auf und murmelte: „Adieu, Träume von Glück!"

Und dahin sauste die Kalesche. Er mußte sie bald wieder verlassen, um zu Pferde die französische Grenze zu erreichen.

Düngung der Topfpflanzen.

Topfpflanzen befinden sich in der Gefangenschaft, entbehren in vielen Verhältnissen der bewegten Luft, des Thaues und Regens. Sie hungern in dem kleinen Erdklumpen, welcher ihren oft sehr ausgedehnten Wurzeln nicht lange die erforderliche Nahrung zu bieten vermag. Da muß mit rasch löslichen Düngesalzen nachgeholfen werden, die aber frei sein müssen von schädlichen Nebenbestandteilen, wie sie in den gewöhnlichen Kunstdüngern vorkommen. Bei der Düngung der gewöhnlichen Feldpflanzen haben die Nebenbestandteile der Düngemittel, wie Chlor, Schwefelsäure, Natron, welche besonders im Kainit, Superphosphat, Gyps und in den Latrinen stark vertreten sind, weniger zu sagen, da diese Stoffe im Ackerboden sich rasch verteilen und, weil leicht löslich, in die Tiefe sinken, so daß die Pflanzen keine zu großen Mengen im oberen Boden antreffen. Anders im Blumentopf; da können die schädlichen Stoffe nicht versinken.

Professor Wagner in Darmstadt hat auf Grund vieljähriger Versuche einen Blumendünger zusammengestellt, der die wichtigsten Pflanzennährstoffe in löslicher Form und frei von schädlichen Bestandteilen enthält. Dieser Dünger wird von einer Düngerfabrik in Biebrich am Rhein hergestellt und ist in jeder größeren Düngemittelhandlung zu haben. Je nachdem die Pflanzen in einem großen oder kleinen Topfe stehen, streut man $\frac{1}{2}$ bis 2 Gramm dieses Wagner'schen Blumendüngers auf die vorher gelockerte Topferde und gießt langsam, aber stark mit Wasser an. — Diese Düngung ist, je nachdem die Pflanzen groß oder klein sind, sich schnell oder langsam entwickeln, alle vier bis sechs Wochen zu wiederholen. — Bei Palmenarten und Zimmerpflanzen, die nicht viel Licht erhalten, darf man die Düngung nur alle acht Wochen, bei sehr rasch wachsenden Pflanzen, wie Rosen, Fuchsien, Geranien, Calla 2c., alle drei bis vier Wochen wiederholen, besonders wenn sie warm und hell stehen und in rascher, üppiger Entwickelung begriffen sind. Im Winter darf auf keinen Fall gedüngt werden. — Selbstredend soll das alljährlich oder in längeren Pausen vorzunehmende Umpflanzen der Topfgewächse in frischer Gartenerde nicht unterlassen werden, da der Boden im Topf rasch sauer wird, auch Stoffe der Wurzelausscheidung in sich aufspeichert, die schädlich auf die Pflanze einwirken, bei gehöriger Durchlüftung der Topferde aber sich verflüchtigen oder zersetzen. Darum gebe man immer wieder frischen Boden und mache diesen durch obige Düngung reich an löslicher Nahrung.

(Allgem. Mitteilungen über Land- und Hauswirtschaft.)

Frühlingsglaube.

Frohgemut seh' ich, o Erde,
Wieder dich in Glanz und Duft,
Da mit seinem mächt'gen „Werde!"
Frühling dich zum Leben ruft.

Frei von Krankheit, Gram und Sünde,
Holderneut, erscheinest du,
Gleich dem morgenfrischen Kinde,
Lächelnd still in sel'ger Ruh'.

Ueber deine Blumenbeete,
Deiner Wiesen grünen Saum
Zieht's wie heilige Gebete,
Zieht's wie erster Liebe Traum.

Und mich faßt ein Wonnebeben
Und ich ahne, daß verjüngt,
Wie du jetzt erstehst zum Leben,
Einst zu Gott mein Geist sich schwingt.

Heinrich Stadelmann.

Unsere Bilder.

Die kleinen Holzsammler. Die Kinder durften heute dem Vater das Essen bringen. Er arbeitet draußen auf dem Baumgute und wollte zu Mittag nicht heimkommen. Das giebt für die Kleinen jedesmal ein besonderes Fest. Marie trägt den Korb auf dem Rücken, in den die Mutter die Speisen gestellt hat, Karl den Krug mit Getränke. — Der Weg ist allerdings etwas weit und sie werden fast müde. Aber draußen angekommen, merken sie nichts mehr davon, munter hüpfen sie den bunten Schmetterlingen nach, sammeln Blumen oder pflücken Erdbeeren. Wenn der Vater satt geworden ist und sie das Uebriggebliebene fein säuberlich vollends aufgezehrt haben, machen sie sich auf den Heimweg. — Aber die Mutter soll auch sehen, daß sie fleißig sein können. Deshalb suchen sie nun die Zweige zusammen, die der Vater von den Bäumen schneidet und tragen sie nach Hause.

Frische Ware. Die Fischmärkte zu Amsterdam, Rotterdam, Utrecht u. s. w. erregen in hohem Grade die Neugierde der Fremden, die Holland besuchen, besonders jener, die man mit dem Ausdruck „Landratten" zu bezeichnen pflegt. Hier sind es die Fischer von Ameland und Schiermonnikoog, die die größeren Städte Hollands mit Seefischen versorgen. Die Frauen und Töchter dieser Fischer bieten meist in ihrer originellen und reinlichen Tracht ihre Ware feil, und hauptsächlich sind es Kabeljaus, Schellfische, Stinte, Bütten, Schollen und Hummern, die in wahren Prachtexemplaren auf den Markt gelangen. Unser heutiges Bild zeigt eine dralle, schmucke Ameländerin, ihre „frische Ware" am Fischmarkte feilbietend. K. St.

Unsere Raucher. (Schluß.)



Der Rentier stets die Spitze braucht,
Bedächtig er und sparsam raucht.



Doch paffen thut von früh bis spat,
Ein pensionierter Rechnungsrat.

Allerlei.

Halb. „Könnten Sie sich entschließen, mir die Hand Ihrer Tochter zu geben?" — „Ja, sind Sie sich mit meiner Tochter einig?" — „Nun, wenigstens halb." — „Wie soll ich das verstehen?" — „Na, ich will sie wohl, aber sie will mich nicht!"

Depeschenstil. „Sieg ist unser. Die Eingeborenen fliehen in wilder Hast. Lieutenant Z. rückt mit seinen Leuten vor, sobald der Weg für die Kamele gangbar."

Am unrechten Platze. Großfürst Michael besuchte einst in Begleitung vieler mit Orden geschmückter Herren die Sternwarte von St. Petersburg. Professor Struve empfing die hohen Herrn mit sichtlicher Verlegenheit. Einer derselben äußerte zum Großfürsten seine Verwunderung über das unbeholfene Benehmen des Gelehrten. — „Kein Wunder," entgegnete Michael, „Struve ist überrascht, so viele Sterne am unrechten Platze zu finden!" E. K.

Friedrich Wilhelm I. und das Duell. König Friedrich Wilhelm I. war ein strenger Gegner des Duells; fiel einer der Teilnehmer eines Zweikampfs oder wurde er tödlich verletzt, so blieb dem andern nur die Flucht übrig, denn der Tod war ihm gewiß, falls er arretiert wurde. Einst waren zwei Brüder, Namens von Neuendorf, von denen der eine Major, in Streit geraten, der schließlich zu Thätlichkeiten führte. Beide griffen zu den Waffen, und ehe sie getrennt werden können, ist der Bruder des Majors an der Hand verwundet. Die Wunde war zwar nicht gefährlich, wurde aber dadurch tödlich, daß der Kranke den Verband wieder abriß und sich verblutete. Dem Lebenden blieb nichts übrig, als die schleunigste Flucht. Er wurde indeß nahe der Grenze gefangen genommen und nach Berlin gebracht, wo er zum Tode verurteilt wurde. Eine rührende Bittschrift in Versen, die er an den König richtete, wurde von demselben mit dem Bemerken erwidert: „Brudermord und Blutvergießen soll man mit dem Tode büßen!" Bald darauf wurde der Unglückliche auf dem Neuen Markte zu Berlin hingerichtet. — Entkam ein Duellant, so konnte er gewiß sein, daß ihm auf Anfragen von dem Könige die besten Empfehlungen gegeben wurden, z. B. beim Eintritt in fremde Dienste. Er sagte dann gewöhnlich: „Das ist ein braver Mann, an dem ich nichts auszusetzen habe. Doch muß er nicht mehr zu mir kommen." N.

Gemeinnütziges

Löwenzahn, der als Unkraut betrachtet wird, liefert einen ganz vorzüglichen, gesunden Salat. Er giebt schon im zeitigen Frühjahre Blätter, die, wie Gartensalat zubereitet, eine blutreinigende Wirkung besitzen. Im Garten ist derselbe wie gewöhnlicher Salat leicht zu ziehen.

Schonet die Eidechse. Die Eidechse lebt nur von den schädlichen Kerb- und Weichtieren, den Larven, Raupen, Fliegen, Käfern, sowie von Würmern und Schnecken. Durch ihre Gefräßigkeit wird sie zu einem wahren Segen für die Landwirte und Gärtner, so daß Naturkundige empfohlen haben, die Eidechsen als Vertilger des Ungeziefers in Gärten einzubürgern. (Landwsch.)

Tränken der Bienen. Mit Ausdehnung der Brut muß man besorgt sein, daß kein Wassermangel eintritt und während des Frühjahrs und Sommers in der Nähe des Bienenstandes Regen-, Bach- oder Schneewasser in flachen Gefässen aufstellen, die mit Moos oder Holzstückchen belegt werden. Im Stock ist nur bei anhaltend schlechtem Wetter zu tränken und zwar bei Mobilstöcken mittelst Einhängen von Waben, die mit lauem Zuckerwasser gefüllt sind, oder Auflegen von in solchem Wasser getränkten Badschwämmen in das Futterloch; bei Körben vom Spundloch aus oder mittelst Einschiebens von Gefässen oder getränkten Schwämmen, die bis an den Bau reichen.

Fuchsien nach dem Winter. Eine Fuchsie, die den Winter hinter sich hat, präsentiert sich als ein verzweigtes Sträuchlein mit lauter Endtrieben, dicht besetzt mit austreibenden Augen. Wollte man sie ohne jeglichen Schnitt in dieser Form weiter wachsen lassen, so würde man bald vor einem wildaussehenden Busch stehen, der nur spärlich Blüten hervorzubringen vermag. Es muß also die Hand des Blumenfreundes hier helfend eingreifen, um der Pflanze eine gefällige Form anzuerziehen, was durch entsprechendes Beschneiden geschieht. Soll die Fuchsie zu einem Bäumchen erzogen werden, eine Kultur, die viele Liebhaber besitzt, so schneide man alle Nebenäste weg, lasse der Pflanze nur das längste Aestchen, gebe ihr einen Stab und binde genannten Zweig an diesen. Soll es dagegen ein mehrstämmiger Busch werden, so entferne man alle dünnen Aestchen, lasse der Pflanze zwei bis vier der kräftigsten und schneide diese auf zwei Drittteile ihrer Länge zurück; wünscht man aber nur einen einstämmigen Busch zu erziehen, so entferne man alles Holz bis fast auf den Boden weg und lasse von den später sich zeigenden Austrieben nur einen einzigen sich entwickeln.

Auflösung.

			M	S	V			
			i	t	a			
			n	e	r			
G	r	ö	n	i	n	g	e	n
L	a	u	e	n	b	u	r	g
G	l	a	s	h	ü	t	t	e
			o	e	l			
			t	i	e			
			a	l	r			

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Stadt in Schleswig-Holstein.
2 3 6 3 8. Ein menschliches Organ.
3 5 5 3 4. Eine Stadt im Rheinland.
4 3 6 3 2. Eine Naturerscheinung.
5 3 4 5 3. Ein landwirtschaftliches Gerät.
6 8 3 4 4 3 8. Ein Berg der Tiroler Alpen.
7 8 4 3. Ein Gefäß.
8 3 7 5 5. Ein Fluß in der Schweiz.
9 7 6 3 4. Eine Stadt in Brandenburg.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—9. Paul Klein.

Charade.

Was würdest du ohne das Erste sein?
Ein armer, unbrauchbarer Wicht.
Das Zweite sei immer hübsch artig und fein,
Denn außerdem liebt man es nicht.
Das Ganze, ein Zweites, soll jeglicher Zeit
Das Erste besuchen mit Eifer und Freud'.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.